GENDER OPEN REPOSITORIUM

Das Trauma des weißen Mannes : Afrikanische Kolonialsoldaten in propagandistischen Texten, 1914-1923

Maß, Sandra

2001

https://doi.org/10.25595/1035

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Maß, Sandra: *Das Trauma des weißen Mannes : Afrikanische Kolonialsoldaten in propagandistischen Texten, 1914-1923*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 12 (2001) Nr: 1, 11-33. DOI: https://doi.org/10.25595/1035.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2001.12.1.11

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Das Trauma des weißen Mannes

Afrikanische Kolonialsoldaten in propagandistischen Texten, 1914–1923*

Sandra Maß

Der Einsatz von Soldaten aus den französischen und englischen Kolonien in europäischen Kriegen löste seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reich immer wieder Debatten aus.[1] Im Ersten Weltkrieg intensivierte die verstärkte Rekrutierung von französischen Kolonialsoldaten aus Afrika diese Diskussionen und wurde nun auch von der deutschen Kriegspropaganda aufgenommen und bearbeitet.[2] Die Propaganda gegen den Einsatz von Kolonialsoldaten auf europäischen Kriegsschauplätzen war in erster Linie gegen die Kolonialmächte England und Frankreich gerichtet.[3] Zu ihren

* Susanne Rouette, Regina Schulte, Benjamin Ziemann, Dirk Lindner, Raphael Gross und die Herausgeberinnen dieses L'Homme-Heftes, Christa Hämmerle und Susanna Burghartz, waren als LeserInnen und KritikerInnen für diesen Text unentbehrlich. Ich möchte ihnen dafür danken.

1 Die Herkunft der Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg war durch den Kolonialbesitz Frankreichs bestimmt. Die Soldaten kamen aus Algerien, Tunesien und Marokko, aus Französischwestafrika – vor allem Senegal –, Madagaskar sowie Französischvietnam – Annam und Tonkin. Auf englischer Seite kämpften hauptsächlich indische Soldaten. Insgesamt dürfte es sich um über 500.000 Kolonialsoldaten gehandelt haben; vgl. Joe Lunn, Memoirs of the Malstrom: A Senegalese Oral History of the First World War, Oxford 1999; David Omissi, Indian Voices of the Great War. Soldiers' Letters, 1914–1918, Houndsville 1999; demnächst auch Christian Koller, „Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt": Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930), Stuttgart 2001.

2 Vgl. Auswärtiges Amt Hg., Völkerrechtswidrige Verwendung farbiger Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz durch England und Frankreich, Berlin 1915; Matthias Salm, Die farbigen Truppen Frankreichs, Englands und Belgiens, in: Deutsche Revue. Eine Monatsschrift, 3 (1917), 344–355; P. Wolff, Afrika an der Front. Eine Untersuchung über die Nordwestafrikaner in der französischen Armee, in: Die Wehr. Monatsschrift des deutschen Wehrvereins, 1 (1918), 11–14; Christian Koller, „Halbtierische Völker Afrikas hatte der Gegner geschickt, als er sich stellen sollte". Der Einsatz afrikanischer Soldaten im Ersten Weltkrieg, Basel 2000 (= Basler Afrika Bibliographien Working Paper 1/2000); vgl. auch Eberhard Kettlitz, Das Bild vom französischen Kolonialsoldaten des I. Weltkrieges in Deutschland, unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Leipzig 1996.

3 Auch in England und Frankreich finden sich ähnliche Debatten; vgl. Philippa Levine, Battle Colors: Race, Sex, and Colonial Soldiery in World War I, in: Journal of Women's History, 9 (1998), 104–130; Gregory Martin, German and French Perceptions of the French North and West African Contingents, 1910–1918, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 56 (1997), 31–68; Joe Lunn, „Les Races Guerrières". Racial Preconceptions in the French Military about West African Soldiers During the First World War, in: Journal of Contemporary History, 34 (1999), 517–536.

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

erklärten Zielen gehörte es, die gegnerischen Soldaten zu verunglimpfen, die neutralen Staaten zu beeinflussen und eine homogene ‚Volksgemeinschaft' aus Kriegs- und Heimatfront zu schaffen. Die Kampfbeteiligung der Kolonialsoldaten wurde als völkerrechtswidrig abgelehnt; Afrikaner, Inder u. a. seien einer zivilisierten Kriegführung nicht fähig und somit in Europa nicht als Soldaten einsetzbar.[4] Aber auch generell sollten damit die Kriegsgegner herabgesetzt werden: Frankreich und England hätten mit der Rekrutierung dieser Soldaten ihre eigene Kulturfähigkeit eingebüßt und würden die weiße Kolonialherrschaft insgesamt gefährden, indem sie kolonisierte Männer bewaffneten.

Diese deutsche Propagandatätigkeit setzte sich auch in der Nachkriegszeit fort und fand ihre Zuspitzung in der Kampagne gegen die Stationierung afrikanischer Soldaten im französisch besetzten Rheinland. In der Propaganda gegen die sogenannte „Schwarze Schmach" sammelten sich sowohl republikanische wie auch antirepublikanische Gruppierungen, Parteien und Einzelpersonen. Sie veröffentlichten zahlreiche politische Pamphlete, organisierten öffentliche Protestkundgebungen im unbesetzten Gebiet und nahmen Einfluss auf die ausländische Öffentlichkeit und Presse. Insofern kann die Propaganda als integraler Bestandteil der revisionistischen Anti-Versailles-Koalition betrachtet werden. Mit dem Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in den Jahren 1920 bis 1923 war sie dennoch zeitlich abgrenzbar, und auf einer organisatorischen Ebene handelte es sich um eine relativ autonom agierende Bewegung.

Erste politik- und sozialgeschichtliche Studien dieser teilweise auch international rezipierten und forcierten Propagandatätigkeit der Nachkriegszeit haben sich ihrem institutionellen Rahmen sowie ihrer diplomatischen Bedeutung zugewandt.[5] Neuerdings treten kulturhistorische Ansätze stärker in den Vordergrund: Diskursanalytische Zugänge zur Sprache der Propaganda nehmen ebenso wie mentalitäts- und geschlechtergeschichtliche Untersuchungen die produzierten Bilder in den Blick, um Aussagen über politische Sinnstiftung, kollektive Befindlichkeiten, Geschlechterkon-

4 So z. B. Hans Belius, Die farbigen Hilfsvölker der Engländer und Franzosen, Berlin 1915; Christian Koller, „Wilde in zivilisierten Kriegen": Umrisse einer vergessenen Völkerrechtsdebatte des kolonialen Zeitalters, in: Zeitschrift für neuere Rechtsgeschichte, 23 (2001), 30–50. Ich danke Christian Koller dafür, dass er mir freundlicherweise einige seiner im Druck befindlichen Texte zur Verfügung gestellt hat.

5 Vgl. Keith L. Nelson, The „Black Horror on the Rhine": Race as a Factor in Post-World War I Diplomacy, in: Journal of Modern History, 42 (1970), 606–627; Robert C. Reinders, Racialism on the Left. E. D. Morel and the „Black Horror on the Rhine", in: International Review of Social History, 13 (1968), 1–28; generell zu Propaganda im Ersten Weltkrieg und der frühen Nachkriegszeit vgl. Ute Daniel, Informelle Kommunikation und Propaganda in der deutschen Kriegsgesellschaft, in: Siegfried Quandt u. Horst Schichtel Hg., Der Erste Weltkrieg als Kommunikationserlebnis, Giessen 1993, 76–94; Stefan Kestler, Die deutsche Auslandsaufklärung und das Bild der Ententemächte im Spiegel der zeitgenössischen Propagandaveröffentlichungen während des Ersten Weltkrieges, Frankfurt/Berlin 1994; Jürgen Wilke, Deutsche Auslandspropaganda im Ersten Weltkrieg: Die Zentralstelle für Auslandsdienst, in: Siegfried Quandt u. Horst Schichtel Hg., Der Erste Weltkrieg als Kommunikationserlebnis, Giessen 1993, 95–157; Franziska Wein, Deutschlands Strom – Frankreichs Grenze. Geschichte und Propaganda am Rhein 1919–1930, Essen 1992; Klaus W. Wippermann, Politische Propaganda und staatsbürgerliche Bildung. Die Reichszentrale für Heimatdienst, Bonn 1976; Hans-Jürgen Müller, Auswärtige Pressepolitik und Propaganda zwischen Ruhrkampf und Locarno (1923–1925). Eine Untersuchung über die Rolle der Öffentlichkeit in der Außenpolitik Stresemanns, Frankfurt a. M. u. a. 1991.

struktionen und Rassismen zu erhalten.[6] Die PropagandistInnen selbst aber werden durch die enge Brille der Textanalyse nicht wahrgenommen. Dieses Forschungsdesiderat bisheriger Arbeiten hängt mit der nach wie vor dominierenden Propagandadefinition zusammen, welche die Bedeutung des propagandistischen Textes und die zu beeinflussende Zielgruppe betont.[7] Doch Propaganda umfasst nicht nur das klassische Feld der Massenbeeinflussung, sondern beinhaltet auch die Repräsentation sinnhaft interpretierter Erlebnisse einzelner Menschen oder Gruppen.[8] So gesehen, konnte die Propaganda über ihre herkömmliche Funktion hinaus den Soldaten möglicherweise helfen, die Kriegserfahrungen zu ertragen, Sinn zu stiften und sie als Subjekte in ein imaginäres Kollektiv wie die ‚Volksgemeinschaft' zu (re-)integrieren. Die gegenseitigen Konstitutionsbedingungen von Propaganda und Subjekt müssen den Blickwinkel der herkömmlichen Definition von Propaganda als demokratiefeindlich, ideologisch und massenorientiert erweitern. Eine erfolgreiche Propaganda erzielt ihre Wirkung nicht nur durch Überzeugungskraft und eingängige Mythen, sondern sie benötigt auch den Glauben der Aufnahmegesellschaft an eben diese, ein „receptive cultural terrain".[9] Die deutsche Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft stellte, wie die anderen europäischen Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften auch, ein solches „receptive cultural terrain" dar. Darüber hinaus vermute ich in den propagandistischen und nationalistischen Texten eine produktive und subjektive Ebene, die sich nicht

6 Vgl. Sally Marks, A Black Watch on the Rhine: A Study in Propaganda, Prejudice and Prurience, in: European Studies Review, 1 (1983), 297–333; Gisela Lebzelter, Die „Schwarze Schmach": Vorurteile – Propaganda – Mythos, in: Geschichte und Gesellschaft, 11 (1985), 37–58; Katharina Oguntoye u. a. Hg., Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 1986; Hans-Jürgen Lüsebrink, „Tirailleurs Sénégalais" und „Schwarze Schande" – Verlaufsformen und Konsequenzen einer deutsch-französischen Auseinandersetzung (1910–1926), in: Janós Riesz Hg., „Tirailleurs Sénégalais". Zur bildlichen und literarischen Darstellung afrikanischer Soldaten im Dienste Frankreichs, Frankfurt a. M. 1989 (= Bayreuther Beiträge zur Literaturwissenschaft 13), 57–74; Tina Campt, „Afro-German": The Convergence of Race, Sexuality and Gender in the Formation of a German Ethnic Identity, 1919–1960, unveröffentlichte Diss., Cornell 1996; Anja Schüler, „The Horror on the Rhine": Rape, Racism, and the International Women's League, Berlin 1996 (= John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien. Working Papers 86/1996); für Frankreich vgl. Ruth Harris, The „Child of the Barbarian": Rape, Race, and Nationalism in France during the First World War, in: Past and Present, 141 (1993), 170–206; für England vgl. Nicoletta F. Gullace, Sexual Violence and Family Honor: British Propaganda and International Law during the First World War, in: American Historical Review, 102 (1997), 714–747.

7 So z. B. Klaus Merten, Struktur und Funktion von Propaganda, in: Publizistik, 45 (2000), 143–162. Merten verweist jedoch auch auf die Entlastungsfunktion, die Propaganda für die Rezipientengruppe haben kann.

8 Vgl. dazu die Definition von Klaus Latzel: „*Erfahrungen* werden hier als gelungene Auslegungen oder Interpretationen von *Erlebnissen*, als erfolgreiche Sinnbildungsprozesse aufgefasst, wobei das jeweils zur Verfügung stehende soziale Wissen die zur Sinnbildung notwendigen Sinnressourcen bereitstellt; unter *Erlebnissen* werden die aus dem diffusen Strom von Eindrücken, die permanent das Bewusstsein und die Sinne überfluten, mit subjektiver Aufmerksamkeit bedachten Momente verstanden, die gleichsam auf Sinnbildung warten." Klaus Latzel, Kriegsbriefe und Kriegserfahrung: Wie können Feldpostbriefe zur erfahrungsgeschichtlichen Quelle werden?, in: WerkstattGeschichte, 22 (1999), 7–23, hier 14.

9 Jeffrey Verhey, Some Lessons of the War: The Discourse on Propaganda and Public Opinion in Germany in the 1920's, in: Bernd Hüppauf Hg., War, Violence, and the Modern Condition, Berlin/New York 1997, 99–118, 116.

ausschließlich aus einem *top-down*-Modell erklären lässt. Ich möchte daher im Folgenden die Texte über die afrikanischen Kolonialsoldaten der französischen Armee aus einer mentalitäts- und geschlechtergeschichtlichen Perspektive lesen, die die Textproduzenten ernst nimmt und die Propagandatexte nicht ausschließlich als Form politischen Handelns betrachtet.

Nicht erst mit der Rückkehr der deutschen Soldaten von den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges hatte ein neues Gefecht begonnen. Die Sinnstiftung des Erlebten, der Versuch, die erlittenen psychischen und physischen Verletzungen zu bewältigen, die Trauer um die Toten, Filme und (Anti-)Kriegsliteratur waren die Felder der Kriegsverarbeitungen und -erinnerungen. Divergierende Deutungen und Mythenbildungen fanden ihren Platz bei individuellen und kollektiven AkteurInnen, die damit um die Erinnerung und um die Besetzung der Geschichte stritten.[10] Hatte sich die Inlandspropaganda des Ersten Weltkrieges noch auf den „Durchhaltewillen" der Kriegsgesellschaft bezogen, arbeitete die Nachkriegspropaganda im In- und Ausland gegen die als Schmach interpretierte politische Friedenslösung des Versailler Vertrages. Politische Legenden, wie die Dolchstoß-Legende oder die „Kriegsschuldlüge", von einer politisch breiten Koalition aufgenommen, konnten zudem dem Versuch der Erfahrungsverarbeitung in Form von Einheitskonstruktionen dienen.[11] Aus dieser Sicht lassen sich ProduzentInnen der propagandistischen Texte auch als (Ver-)Subjektivierungen einer gruppenspezifischen mentalen Disposition lesen. Darüber hinaus ermöglichte die Propaganda aber auch die individuelle Perzeption und Selbstgestaltung nach der oft traumatisch wirkenden Erfahrung im Krieg.[12]

Ich möchte in diesem Text der Frage nachgehen, ob sich die Auswirkungen der körperlichen Kriegserfahrungen der Soldaten in den Propagandatexten der Kriegs- und Nachkriegszeit finden lassen.[13] Welche Kriegstraumata beinhaltete das Reden über die „Schmach der Rheinlandbesetzung"? Welche Erinnerungssequenzen erhielten Bedeutung und (re-)konstituierten männliche Subjekte?[14] Lässt sich das Schreiben

10 Vgl. Bernd Ulrich, Die umkämpfte Erinnerung. Überlegungen zur Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges in der Weimarer Republik, in: Kriegsende 1918. Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Jörg Duppler u. Gerhard P. Gross, München 1999, 367–375, 368.

11 Vgl. Sabine Behrenbeck, Zwischen Tod und Heroisierung. Vom Umgang mit dem Kriegstod und der Niederlage nach 1918, in: Kriegsende, wie Anm. 10, 315–339, 319.

12 Vgl. Klaus Vondung, Propaganda oder Sinndeutung?, in: ders. Hg., Kriegserlebnis. Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, Göttingen 1980, 11–37.

13 Vgl. Elaine Scarry, The Body in Pain: The Making and Unmaking of the World, New York/Oxford 1985.

14 Dem Einfluss des Ersten Weltkrieges auf Männlichkeitsmodelle und der Differenzierung der Männlichkeitsentwürfe nach dem Krieg wurde bislang nur vereinzelt nachgegangen. Die Verifizierung beziehungsweise Falsifizierung der Annahmen von einer „Krise der Männlichkeit" oder der Verstärkung alter Männlichkeitskonstruktionen durch den Ersten Weltkrieg steht noch aus. Bislang fehlt es an einer detaillierteren – insbesondere sozialgeschichtlichen – Untersuchung der Auswirkung des Ersten Weltkrieges auf die Männlichkeitskonzepte in Deutschland nach dem Krieg; vgl. George L. Mosse, The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity, New York/Oxford 1996; Leonard V. Smith, Masculinity, Memory, and the French First World War Novel. Henri Barbusse and Roland Dorgeles, in: Frans Coetzee u. Marilyn Shevin-Coetzee Hg., Authority, Identity and the Social History of the Great War, Oxford 1995, 251–273.

eines propagandistischen Textes unter Umständen auch als Heilungsversuch verstehen? Das labile Verhältnis zwischen Erfahrung und Text wird im Folgenden so kontingent gehalten, wie es die Autoren auch taten, um kausalen Interpretationen, die von der Repräsentation auf die Realität schließen zu entgehen.

Die Texte, die über die afrikanischen Kolonialsoldaten der französischen Armee produziert wurden, sollen als Symbolisierungen weißer Befindlichkeiten gelesen werden, in denen der Figur des Kolonialsoldaten verschiedenste Funktionen zukamen: Sein Körper konnte zu einem kulturellen Paradigma[15] und zu einem Übertragungsobjekt werden, auf den die männlichen Traumata des Krieges eingeschrieben wurden.[16] Die propagandistischen Texte über die afrikanischen Soldaten dienten nicht nur der rassistischen Mobilisierung gegen den Versailler Vertrag und dem Kampf gegen Frankreich, sondern waren – so meine These – eine Möglichkeit, psychische und physische Fragmentierungen des Männerkörpers zu thematisieren, ohne direkt von den Traumata sprechen zu müssen.

I. Fragmentierungen

Der Erste Weltkrieg unterschied sich von den vorangegangenen Kriegen insbesondere durch den Einsatz von modernen Techniken, von Maschinen und Massenkampfmitteln wie Giftgas und leistungsfähigeren Sprengstoffen. Neue Kommunikationsmethoden erforderten speziell ausgebildetes Militärpersonal. Die ‚einfachen' Soldaten wurden nun zu Arbeitern; mit ihnen schien eine ganze Generation von neuen Helden, von militarisierten Heldenkörpern geboren.[17] Dennoch blieb vor allem in den kulturpessimistischen Kreisen der deutschen Gesellschaft das Ideal des alten Kämpfers bestehen, wie es in der wilhelminischen Gesellschaft außerhalb und innerhalb des Militärs – als Anti-Moderne – konstruiert worden war: „centred on an age-old ethos of bravery, loyalty, self-discipline, self-sacrifice, physical strength and martial virtuosity".[18]

15 Paul Fussell, Der Einfluß kultureller Paradigmen auf die literarische Wiedergabe traumatischer Erfahrung, in: Vondung, Kriegserlebnis, wie Anm. 12, 175–187, 175f. Fussel definiert „kulturelle Paradigmen" als „Konventions- oder Erwartungssysteme, die weitgehend bestimmen, was von den objektiven Phänomenen in die Erfahrung des Einzelnen dringt – was er ‚aus den Dingen macht', wie er neue Erfahrungen in die Schemata einpaßt, die als sinnvoll zu erachten seine Kultur ihn gelehrt hat."

16 Auch diese Darstellung entkommt dem kolonialen Gestus nicht, mittels afrikanischer Soldaten ‚weiße Befindlichkeiten' zu analysieren, und tradiert somit in gewisser Weise die Erfindung immer neuer Narrative über die afrikanischen Soldaten. Zu Kolonialsoldaten als historischen Subjekten, zu ihrer Geschichte, ihren Erfahrungen und Diskursen vgl. Lunn, Memoirs, wie Anm. 1; James Currey, Indian Voices of the Great War: Soldier's Letters, 1914–18, Basingstoke u. a. 1999.

17 Vgl. Antulio J. Echevarria, On the Brink of the Abyss: The Warrior Identity and German Military Thought before the Great War, in: War & Society, 13, 2 (1995), 23–40, 24; Thomas Rohkrämer, Die Verzauberung der Schlange. Krieg, Technik und Zivilisationskritik beim frühen Ernst Jünger, in: Der Erste Weltkrieg. Wirkung – Wahrnehmung – Analyse, im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hg. von Wolfgang Michalka, Lizenzausgabe Weyarn 1997, 849–874, 850; zum Übergang vom bürgerlichen zum militarisierten Heldenkörper vgl. Rene Schilling, Der Körper des Helden. Deutschland 1813–1945, in: Bielefelder Graduiertenkolleg Sozialgeschichte Hg., Körper macht Geschichte. Geschichte macht Körper. Körpergeschichte als Sozialgeschichte, Bielefeld 1999, 119–140.

18 Echevarria, Brink, wie Anm. 17, 24. Doch auch dieses Modell war innerhalb des Militärs schon

Dieses Bild widersprach dem „Zeitalter der Massen", betonte die Leistung und den Wert des Einzelnen gegenüber einer als bedrohlich wahrgenommenen Soldaten-Masse. Es war insofern anti-modern, als es sich in die kulturpessimistischen Klagen über den allgemeinen Niedergang deutscher Männlichkeit einreihte. Der heroische Entwurf des männlichen Kämpfers als Gegenentwurf zur Moderne wurde von Männern wie von Frauen quer durch die politischen Lager unterstützt und mitgetragen. Die Sozialdemokratin Lily Braun zum Beispiel zeigte sich froh, dass der Krieg „jene Effeminisierungserscheinungen, die auf den verschiedensten Gebieten schon zutage getreten waren," bekämpfe. Der Krieg

> riß die Schranken nieder, die äußere Interessensgegensätze zwischen den Volksgenossen errichtet hatten. Die im gleichen grauen Rock über die Grenzen zogen, waren wieder Männer, nichts als Männer, von dem einen ursprünglichen, primitiven Geschlechtsgefühl durchglutet und zusammengehalten: schützen – die Scholle verteidigen – kämpfen.[19]

Dem Krieg wurde die Aufgabe übertragen, die empfundene Sinnlosigkeit der bürgerlichen Welt zu vertreiben, Kampf und Opfer wieder in den Mittelpunkt sinnlich-intellektueller Erfahrung zu rücken.[20] Dennoch war der traditionelle Abenteurer realiter im Ersten Weltkrieg nicht mehr gefragt, auch wenn er in der soldatischen Phantasie der ersten Kriegsmonate und später in der Erinnerung an den Krieg noch weiter fortgeschrieben wurde.[21] Als hegemoniale Identifikationsmodelle für Männer im Ersten Weltkrieg standen zwei verschiedene Varianten zur Verfügung: der abenteuerliche Kämpfer und der saubere Technokrat.[22] Dass diese Entwürfe keineswegs den Kriegserfahrungen entsprachen, wusste man schon während des Krieges: Die Feldpostbriefe waren voll von der Enttäuschung über den einst ersehnten Krieg.[23]

Frontsoldaten erfuhren in den Schützengräben eher ihre völlige Entindividualisierung, die weder in Mann-gegen-Mann-Duellen, noch in ‚sauberen' Aufklärungsflügen von Fliegersoldaten aufgehoben wurde. Vielmehr stand der zerbrechliche, fragmentierte Körper im Mittelpunkt der Fronterfahrung: „destroyed, atomised, reduced to

---

umstritten. Vereinzelt sah man auf militärischer Leitungsebene die Notwendigkeit einer modernen Neudefinition der Identität sowohl des Soldaten als auch des Oberst.

19 Lily Braun, Die Frauen und der Krieg, Leipzig 1915, 11; zit. nach Susanne Rouette, Nach dem Krieg: Zurück zur normalen Hierarchie der Geschlechter, in: Karin Hausen Hg., Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen, Göttingen 1993, 167–190, 169.

20 Vgl. Regina Schulte, Käthe Kollwitz' Opfer, in: Christian Jansen u. a. Hg., Von der Aufgabe der Freiheit. Gesellschaft und Politik in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen, Berlin 1995, 647–672.

21 Vgl. Graham Dawson, Soldier Heroes. British Adventure, Empire and The Imagining of Masculinities, London/New York 1994.

22 Der Modellcharakter dieser Konstruktionen soll hier betont werden. Es geht mir im Folgenden nicht darum, die Vielfalt und die Unterschiede von Männlichkeitskonstruktionen zu vereinfachen. Ich möchte stattdessen die zeitgenössischen hegemonialen Idealtypen im Diskurs über Männlichkeit und Krieg benutzen, um die Abweichungen zu verdeutlichen.

23 Vgl. Bernd Ulrich, Die Desillusionierung der Kriegsfreiwilligen von 1914, in: Wolfram Wette Hg., Der Krieg des kleinen Mannes, München u. a. 1992, 110–126; Benjamin Ziemann, Die Eskalation des Tötens in zwei Weltkriegen, in: Richard van Dülmen Hg., Die Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000, Wien 1998, 411–429, 414.

fragments by the weapons of modern warfare".[24] Granateinschläge zersplitterten die Soldaten und hinterließen deren Körperteile auf den Schlachtfeldern.[25] Wochen- und monatelang waren die Soldaten oft noch von Leichen umgeben, da Beerdigungen unter den Bedingungen des Stellungskrieges nicht sofort möglich waren, und teilweise wurden sie genützt, um die Wälle der Schützengräben zu verstärken: „The dead were underfoot", wie Trudi Tate es ausgedrückt hat.[26]

Viele Etappen- und Frontsoldaten entsagten dieser Art moderner Kriegführung, indem sie desertierten, sich selbst verletzten oder sich psychisch entfernten.[27] Die „männliche Hysterie" repräsentierte einen der meistdiskutierten Brüche mit dem heroischen Soldatenideal.[28] Der im westlichen Frontverlauf über Jahre vorherrschende Stellungskrieg hatte bei den Soldaten neue psychische Massenerscheinungen mit sich gebracht. Während propagandistische Fotografien[29] den modernen Kampfflieger priesen, der jung und kühn seinen Einsatz flog,[30] oder stolze, reinliche Soldaten, die hinter ihrem Maschinengewehr posierten, mussten sich die Militärleitungen der Krieg führenden Länder mit den vielfachen psychischen Schäden der Soldaten an den Fronten des industriellen Krieges auseinandersetzen. Die Traumatisierung durch die Kriegserfahrungen selbst, die sogenannten „Kriegsneurosen", waren unmittelbar mit den technischen und militärischen Neuerungen, mit der Passivität in den Schützengräben und insbesondere mit der Angsterfahrung verbunden:[31]

> Deren Manifestationen bildeten häufig die durchlebten Strapazen, Ängste, Verschüttungen und Verwundungen ab: Unaussprechliches, unerhörtes und bisher nie gesehenes Grauen löste Stummheit, Taubheit, Taubstummheit oder Blindheit aus ... Granateinschläge in nächster Nähe und Verschüttungen hinterließen zitternde, ihre Glieder schüttelnde Gestalten; schon

24 Trudi Tate, Modernism, History, and the First World War, Manchester/New York 1998, 65.

25 Auch Ernst Jünger beschreibt dieses Grauen: „In ihrer Mitte hatte der Tod seine Feldherrnstandarte in den Boden gestoßen. Leichenfelder vor ihnen, von ihren Geschossen gemäht, neben und zwischen ihnen die Leichen der Kameraden, Tod selbst in ihren Augen, die seltsam starr in eingefallenen Gesichtern lagen, diesen Gesichtern, die an die grausige Realistik alter Kreuzigungsbilder erinnerten. Fast verschmachtet hockten sie in der Verwesung, die unerträglich wurde, wenn wieder einer der Eisenstürme den erstarrten Totentanz aufrührte und die mürben Körper hoch in die Lüfte schleuderte." Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1922, 14f.

26 Tate, Modernism, wie Anm. 24, 66.

27 Vgl. Bernd Ulrich u. Benjamin Ziemann Hg., Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1994, 150–180 (Kap. „Verweigerungen").

28 Vgl. Elaine Showalter, The Female Malady: Women, Madness, and English Culture, New York 1985, insbes. Kap. 7.

29 Zur Kriegsfotografie vgl. Bernd Hüppauf, Kriegsfotografie, in: Michalka, Weltkrieg, wie Anm. 17, 875–909; Barbara Duden, Der Kodak und der Stellungskrieg. Versuch einer Situierung von Weltkriegsfotographie, in: BIOS, 8 (1994), 64–82.

30 Vgl. Jürgen Reulecke, Vom Kämpfer zum Krieger. Zur Visualisierung des Männerbildes während des Ersten Weltkrieges, in: Quandt/Schichtel, Weltkrieg, wie Anm. 5, 158–175.

31 Vgl. Elaine Showalter, Rivers and Sassoon: The Inscription of Male Gender Anxieties, in: Margaret R. Higonnet u. a. Hg., Behind the Lines: Gender and the Two World Wars, New Haven/London 1987, 61–69; Eric Leed, Fateful Memories: Industrialized War and Traumtic Neuroses, in: Journal of Contemporary History, 35 (2000), 85–100; allgemeiner zum Trauma Esther Fischer-Homberger, Zur Medizingeschichte des Traumas, in: Gesnerus, 56 (1999), 260–294; vgl. auch Christina von Braun, Die männliche Hysterie – oder le petit mal du Grand Mâle, in: dies., NICHTICH. Logik Lüge Libido, Frankfurt a. M. 1994⁴, 324–357.

> leichte Verwundungen führten zur Lähmung des betroffenen Gliedes ... nach langen, zermürbenden und nervenzerrüttenden Monaten an der Front genügten oft geringe schreckauslösende Momente, um schwerste psychische Symptome auszulösen.[32]

Darüber hinaus galt das Leiden an Impotenz als ein deutliches Zeichen der Kriegsneurose. So schrieb der deutsche Arzt Paul Lissmann 1919 über die Impotenz von Soldaten:

> Schon im Felde erzählten mir nicht wenige Offiziere und Mannschaften mit sonst durchaus normalem Nervensystem, daß im Anfang des Urlaubs die Erektionen entweder vollständig fehlten oder sehr oft äußerst mangelhaft waren. ... doch erfahre ich jetzt ..., daß bei den betreffenden Kriegsteilnehmern alle Phasen der Impotenz, von der Erektionsschwäche bis zur Erektionsunmöglichkeit, also eine gewisse Potenzunsicherheit gar nicht selten auch jetzt noch auftritt.[33]

Der hysterische Soldat, das war derjenige, dem die Fähigkeit fehlte, zu vergessen, was er im Krieg erlebt hatte, dessen Erinnerungen unkontrolliert ins Bewusstsein drangen. Eric Leed betont zwei Gründe für die notwendige Fähigkeit des ‚modernen' Soldaten im 20. Jahrhundert zu vergessen:

> The reason why forgetting is asked of men fighting our modern wars lies in the fact that they are fought by men who must change their identities, from civilians to soldier and back again. ... The successful soldier forgets unpleasant experiences very quickly; if he doesn't ... he finds his way to hospital as a psychiatrist's case. Brave men experience fear ... but they forget it, forget it again and again.[34]

Seit erste Beobachtungen psychischer Störungen schon in den preußisch-deutschen Kriegen des 19. Jahrhunderts und im Kontext der mit der Industrialisierung einhergehenden Veränderungen der Verkehrsmittel, vor allem der Eisenbahn,[35] Beachtung gefunden hatten, war der Terminus der „männlichen Hysterie" mehr und mehr an die Stelle des Begriffs der „Hypochondrie" getreten. Im Ersten Weltkrieg wurde die männliche Hysterie offiziell durch die Psychiatrie anerkannt.[36] Dennoch mussten die traumatisierten Männer sowohl im Krieg selbst als auch in der Weimarer Republik um ihre Anerkennung als Kranke kämpfen, um nicht als „Feiglinge" oder „Drückeberger" bezeichnet zu werden. Auch der Streit zwischen den psychiatrischen Schulen um die Diagnostizierung als Hysterie oder traumatische Neurose, und damit verbunden die Frage der Finanzierung der Kranken, hielt den unsicheren Status der traumatisierten

32 Peter Riedesser u. Axel Verderber, „Maschinengewehre hinter der Front". Zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie, Frankfurt a. M. 1996, 23f.

33 Paul Lissmann, Die Wirkungen des Krieges auf das männliche Geschlechtsleben, München 1919, zit. nach Magnus Hirschfeld u. Andreas Gaspar Hg., Sittengeschichte des Ersten Weltkrieges, Hanau o. J., 168.

34 Leed, Memories, wie Anm. 31, 88.

35 Vgl. Fischer-Homberger, Medizingeschichte, wie Anm. 31, 265f; zu Frankreich vgl. Mark S. Micale, Charcot and the Idea of Histeria in the Male: Gender, Mental Science, and Medical Diagnosis in Late Nineteenth-Century France, in: Medical History, 34 (1990), 363–411.

36 Vgl. Braun, Hysterie, wie Anm. 31, 330; Riedesser/Verderber, Maschinengewehre, wie Anm. 32, 21; Paul Lerner, Psychiatry and Casualities of War in Germany, 1914–1918, in: Journal of Contemporary History, 35 (2000), 13–28; Dirk Blasius, „Einfache Seelenstörung". Geschichte der deutschen Psychiatrie, 1800–1945, Frankfurt a. M. 1994, 117–135.

Männer aufrecht.[37] Die Behandlungsmethoden der Ärzte gingen zudem eher von einer nicht ernst zu nehmenden Funktionsstörung aus; Hypnose, Elektroschocks und Zwangsexerzieren sollten den Patienten den Schützengraben als die bessere Alternative zur Krankheit und zur – immer wieder auch unterstellten – Simulation erscheinen lassen. Durch die Hintertür konnte damit die Interpretation der Hysterie als eine Verweigerung des Körpers (an Stelle einer Funktionsstörung) Einzug in die Psychiatrie halten.

Der „Kriegszitterer" wurde so zum Gegenüber des jungen, leistungsfähigen und sauberen Technokraten, den insbesondere der Flieger, der neue Held an der Westfront verkörperte.[38] Diesem Typus des Kriegers schienen das Leiden und der Schmerz abhanden gekommen zu sein, oder er konnte, nach Leed, erfolgreich vergessen:

> Die Beobachtung von Flugzeugen und Luftkämpfen gehört zu den emotional stark besetzten Eindrücken der Front, war mit wilden Spekulationen, Gerüchten und Phantasien, mit Bewunderung und Hoffnung, aber ebenso mit Gefühlen der Angst, Hoffnungslosigkeit und Schutzlosigkeit verbunden und bildete ein neues Feld der literarischen Einbildungskraft. Sie wurden zu Objekten von Identifikation und der Phantasien, den unerträglichen Lebensbedingungen der Front, dem Schlamm, Gestank und Grabendunst zu entfliehen.[39]

In diesen Bildern erschien das Soldatsein als der „männliche Lebensentwurf schlechthin".[40] Die Hysterie dagegen zeigte die fehlende Totalität des Modells; es rief ebenso viel unbewussten und bewussten Widerspruch wie Zustimmung hervor. Die Hysterie im Krieg war eine Möglichkeit, den Körper zum Sprechen zu bringen, und zwar mittels einer Sprache, die im 19. Jahrhundert noch den Frauen vorbehalten gewesen war. So musste auch der Hysteriker effeminisiert erscheinen und war somit auch im körperlichen Ausdruck das Gegenmodell zum ‚soldatischen Mann', der ‚das Weibliche' grundsätzlich abzulehnen hatte.[41] Der Körper als Zentrum der direkten oder indirekten Kriegserfahrung war jedoch beiden immanent. Die hysterischen Männer können als Korrektive zur hegemonialen Männlichkeit gelten. Hingegen konnten die Toten und die physisch Verletzten des Krieges weiterhin in das Kampf- und Opferkollektiv integriert werden, auch wenn ihre zerstückelten Körper deutliche Zeichen der Kampfunfähigkeit waren. Körperliche Verwundungen verwiesen noch immer auf die Kampferfahrung und verhinderten, dass diese Männer als „Feiglinge" oder „Drückeberger" bezeichnet wurden, weil sie keine Uniformen trugen.[42] Dennoch konnten die fragmentierten Körper unterschiedliche Lesarten hervorrufen, wie Trudi Tate in ihrer Analyse der „Heimkehrer" anhand von zwei literarischen Verarbeitungen gezeigt hat. In dem 1929 erschienen Roman „Death of a Hero" beschreibt der Autor Richard Aldington die heimkehrenden

37 Vgl. Lerner, Psychiatry, wie Anm. 36, 16f.

38 Zu Manfred von Richthofens Umgang mit seinen Kriegsverletzungen und dem Verschwinden des Schmerzes, vgl. Schilling, Körper, wie Anm. 17.

39 Hüppauf, Kriegsfotografie, wie Anm. 29, 893.

40 Reulecke, Kämpfer, wie Anm. 30, 159.

41 Vgl. dazu Braun, Hysterie, wie Anm. 31, und Klaus Theweleit, Männerphantasien, Bd. 2: Männerkörper – Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Reinbek 1995.

42 Vgl. Nicoletta F. Gullace, White Feathers and Wounded Men: Female Patriotism and the Memory of the Great War, in: Journal of British Studies, 36 (1997), 178–206.

britischen Soldaten folgendermaßen: „These men were men. There was something intensely masculine about them, something very pure and immensely friendly and stimulating ... They looked barbaric, but not brutal; determined, but not cruel. Under their grotesque wrappings, their bodies looked lean and hard and tireless. They were men."[43] Der im gleichen Jahr veröffentlichte Roman „The Forbidden Zone" von Mary Borden greift die Frage der Männlichkeit der Heimkehrer ebenfalls auf und kommt zu einem gegenteiligen Schluss: „They did not look quiet like men. One could not be certain what kind of men they were. ... They had not quite the colour nor the shape of men. ... And they were all deformed, and certainly their deformity was the deformity of war."[44] Was diese gegensätzlichen Textpassagen beschreiben, ist die Paradoxie des zerstückelten männlichen Körpers. Als Basis männlicher Identität zerstört, aber mit den Spuren des Kampfes versehen, konnte er sowohl das heroische Ideal des Kriegers als auch sein Scheitern repräsentieren.

Oben beschriebene Möglichkeiten für männliche Identifikationen im Krieg bot nur der funktionsfähige Körper. Der erfahrbare, psychisch oder physisch fragmentierte Körper jedoch, oder der ‚normale Soldat', dessen Leiden die Körpergrenzen nicht überschritt, der aber auch nicht dem soldatischen Ideal entsprach, fand in diesen Modellen keinen Platz; ersterer erregte höchstens die Aufmerksamkeit der Chirurgen, Psychiater und Psychoanalytiker.

II. Spiegelungen

Der angebliche Verlust von Kampfesmut und Männlichkeit wurde in vielen europäischen Ländern beklagt: Die Moderne – so einige Kritiker – habe eine Verweichlichung/Verweiblichung der Soldaten mit sich gebracht. Der französische Colonel Ardant du Picq benutzte den kolonialen Topos des Barbaren, um dies zu unterstreichen. Er schrieb vor dem Krieg über den verloren gegangenen Krieger: „The warrior is the ideal of the primitive and of the savage, of the barbarian. The more people rise in moral civilization, the lower this ideal falls."[45] Mit kulturpessimistischem Blick auf außereuropäische Armeen wurden deren Kampfeigenschaften als herausragend bezeichnet. In Deutschland betonte insbesondere Hugo von Freytag-Loringhoven (1855–1924)[46] die besonderen kämpferischen Fähigkeiten der ‚halb-zivilisierten' japanischen Armee, die noch aus religiöser Hingabe, welche der einstigen deutschen Vaterlandsliebe entspräche, kämpfen würde.[47] Heinrich Fonck, Ex-Major der „Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika", beschrieb die afrikanischen Kolonialsoldaten als ausgesprochen kampfgeeignet, wenn er auch ihren Einsatz auf europäischem Gebiet ablehnte:

43 Zit. nach Tate, Modernism, wie Anm. 24, 82.
44 Zit. nach Tate, Modernism, wie Anm. 24, 83.
45 Zit. nach Echevarria, Brink, wie Anm. 17, 25.
46 Vgl. Antulio J. Echevarria, Neo-Clausewitzianism: Freytag-Loringhoven and the Militarization of Clausewitz in German Military Literature Before the First World War, Diss. Princeton University 1994.
47 Vgl. dazu auch Ute Mehnert, Deutschland, Amerika und die „Gelbe Gefahr". Zur Karriere eines Schlagwortes in der Großen Politik 1905–1917, Stuttgart 1995, 57.

> Daß Völker, bei denen die Fehde und Kampf untereinander bisher an der Tagesordnung waren, ausgesprochen kriegerischen Sinn besitzen und eine Reihe von Eigenschaften, die zu vortrefflichem Soldatenmaterial geeignet machen, ist selbstverständlich. Der Neger ist genügsam, ausdauernd, kräftig und mit scharfen Sinnen begabt. Er ist geschickt und anstellig für vielfache Verwendung als Arbeiter, Matrose, Maschinist und Handwerker. ... Ihre natürliche Beweglichkeit, gerader Wuchs, freie Glieder, ihr nicht durch unzweckmäßige Kleidung und einseitige Arbeit verbildeter Körper, ihre natürliche, vollkommene Anpassungsfähigkeit an das Gelände, ihre Disziplin und williges Fügen unter den Befehl des ihnen imponierenden Vorgesetzten machten die Ausbildung auffallend leicht. Dem Führer, der sein volles Vertrauen besaß, folgte der schwarze Soldat blindlings. An gewissen Eigenschaften ist der dauernd im Freien lebende und der Natur überhaupt näher stehende und mit ihr ringende Mensch dem Bewohner industrialisierter Länder überlegen.[48]

Solche Beschreibungen dienten dazu, die Verweichlichung des deutschen Soldaten durch die technischen Errungenschaften zu bemängeln.[49] Gleichzeitig blieb der Grundtenor der Textoberfläche, dass die afrikanischen Soldaten zwar mit den bei weißen Soldaten vermissten Eigenschaften versehen seien, aber nicht den Standards der europäischen Kriegführung entsprächen: Sie brächen deren Regeln, indem sie die toten weißen Männer zerstückelten:

> So haben sie die barbarische Angewohnheit, als Kriegstrophäen abgeschnittene Köpfe und Finger deutscher Krieger mit sich zu führen und abgeschnittene Ohren als Schmuck um den Hals zu tragen. Auf den Schlachtfeldern schleichen sie sich hinterlistig und heimtückisch an deutsche Verwundete heran, bohren ihnen die Augen aus, zerfleischen ihnen das Gesicht mit Messern und schneiden ihnen die Kehlen durch.[50]

Hier wird die Kriegsverletzung, der zerstückelte Körper, als Folge des Verhaltens der Kolonialsoldaten im Krieg und nicht als Folge der Kampfhandlung selbst dargestellt. Vielleicht weisen diese Körper-Brüche auf jene Zerstörungen hin, die im Text ansonsten verdeckt bleiben. Über die weißen Körper auf den Kriegsschauplätzen erfahren wir weiter nichts, außer dass sie von Afrikanern als Kriegsbeute zerlegt, zerschnitten werden, und dadurch nicht mehr einen Opfertod sterben können. Durch die Afrikaner wird ihnen in diesen Texten die Ehre genommen.

In ganz ähnlicher Weise schreibt der nationalistische Schriftsteller und Kriegsfreiwillige Hans Friedrich Blunck in einem veröffentlichten Feldpostbrief aus dem Ersten Weltkrieg:

---

48 Heinrich Fonck, Farbige Hilfsvölker. Die militärische Bedeutung von Kolonien für unsere nationale Zukunft, verfaßt im Auftrage des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Berlin 1917, 13.

49 Vgl. Echevarria, Brink, wie Anm. 17, 32.

50 Tr. Mann, Damit wir es nicht vergessen. Ein Rückblick auf die Unmenschlichkeiten und Völkerrechtsverletzungen der Feinde, Charlottenburg 1917, 25. Auch in den Kriegserinnerungen englischer weißer Soldaten begegnet einem der Topos von den Afrikanern, die die Ohren der Toten sammelten; vgl. Joanna Bourke, Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain, and the Great War, London 1996, 149. Diese Zerstückelungen waren darüber hinaus grundsätzlich Bestandteil der Weltkriegspropaganda, die sich gegen die feindlichen Soldaten wandte. So heißt es bei Eduard Engel: „Kein noch so bösartiges Raubtier martert und mordet nach der Art der belgischen Augenausstecher und Verstümmler, keines wie die russischen Menschenzerstückler, Frauenaufschlitzer, Kinderzerhacker, keines wie die französischen Quäler und Mörder von verwundeten Soldaten." Eduard Engel, Ein Tagebuch, Bd. I, Berlin 1915, 242.

> Der herrliche Kampf war mir zum Ekel geworden in jener Nacht. Senegalneger und indische Hilfstruppen hat der Feind gegen unsere herrlichen Freiwilligen angesetzt und es war, als käm' durch den Blutdampf, der über dem Schlachtfeld lag, jener schüttelnde, tierische Geruch der dunkelhäutigen Völker. Als strömte mit dem niedrigen Blut der Fremden etwas in den Boden, das das Land verpestete, als wüsste die Erde, dass sie nie wieder grün werden dürfe, nachdem der Fluss der Afrikaner im grässlichen Takt über sie hinweggestürmt war ... Ich ging den Schützengraben entlang. Ein paar Soldaten mühten sich um den toten Körper ihres Obersten ... wenn man ihm in die Augen sah: wie Entsetzen. Etwas unsäglich Grauenhaftes war aufgestürmt, bevor seine Blicke brachen. Er, der soviel vom Kampf gleichwertiger Gegner geträumt hatte, ... der Grübler, der Deutsche, hatte die schwarze Flut gesehen, den dunklen Schlamm, der ... auf ihn und seine Leute niedergebrochen war. Nicht Mann gegen Mann hatte er sich mit starkem Feinde messen können, wie wohl sein Lebenswunsch gewesen war; halbtierische Völker Afrikas hatte der Gegner geschickt, als er sich stellen sollte, Asien hatte er aufgepeitscht, und das tausendjährige Europa verraten. Ich wusste plötzlich, woher das Furchtbare kam, das über all unsern Gedanken lag. Es war, als sei seine verstörte Seele um uns mit all ihrem Entsetzen vor dem dunklen Verrat an Europa.[51]

Der tote Oberst erscheint hier fast unversehrt, der einzige Körperbruch manifestiert sich in seinem Blick. Doch kommt darin nicht die Angst vor dem Schmerz oder vor dem Tod zum Ausdruck, sondern vielmehr Entsetzen über die Präsenz afrikanischer Soldaten im gegnerischen Heer. Der Gestank, das Blut, der Schmerz gehören zum Körper des Afrikaners, der Oberst dagegen bleibt selbst im Tod rein, weiß und ungebrochen. Das Bild des zerstörten weißen Körpers ist in diesem Text absent. Die afrikanischen Soldaten erscheinen in den Beschreibungen im Vergleich zu den deutschen Soldaten als rückständig. Die Schilderungen ihres Kampfverhaltens betonen zudem die fehlende Zivilisation ihrer Kriegführung. Der Oberst im Krieg wurde durch das Auftreten der Kolonialsoldaten – eine Masse in seiner Wahrnehmung: Flut, Schlamm, Völker – um das ehrenhafte Duell – Mann gegen Mann – und damit um die individuelle Kampferfahrung gebracht. Diese Enttäuschung, so scheint es, habe zu seiner „verstörte[n]" Seele geführt.

Reinhold Eichacker entwirft in seinem Buch im Kapitel „Die Schwarzen greifen an!" deutliche Bedrohungsszenarien; er setzt dabei die Welle als Metapher ein:

> ... eine einzige rollende, schwarze Mauer, steigend und fallend, wankend und wogend, undurchdringlich, unübersehbar! – ... Wwrrrwwt rrattt tenggg! Sssst – krack! ... Zerfetzte Körper, lehmige Erde, splitternde Steine wirbelten wild durcheinander. Die schwarze Welle stockte, wankte, schloß sich – und rollte, näher und näher. Unaufhaltsam, zerrädernd, zerschmetternd! – ... Nur noch 300 Schritte wogte die Flut vor unseren Hindernissen, vor ihren Resten, – jetzt 200–100 – unaufhaltsam, brandend und brausend–50 Schritte –! „Schnellfeuer!" brüllte ich, – schrie ich hinein in das schwellende Knattern. ... Einmal mußten sie ja wohl stocken, ... rückwärts fluten![52]

51 Casimir H. Bär Hg., Der Völkerkrieg: Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914, 18 Bde., Stuttgart 1914–1918, hier Bd. 3: Das Ringen um Flandern, Stuttgart 1914, 217f; zit. nach Koller, Völker, wie Anm. 2, 1f.

52 Reinhold Eichacker, Die Schwarzen greifen an!, in: ders., Briefe an das Leben. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele, Stuttgart u. a. 1916, 36–49, hier 38–41; vgl dazu auch Koller, Völker, wie Anm. 2, 6.

Eichacker beschreibt die Schrecken des Krieges, seine Sprache bildet die Geschwindigkeit, die massive Gewalt und die Grausamkeit der Kampfhandlungen ab. Die Kolonialsoldaten verstärken dieses Grauen. Sie treten hier als rhetorisches Mittel auf, denn im Text selbst geht es um die Kampferfahrung und die Zerstückelung des Soldatenkörpers. Eichackers weiße Soldaten stehen zu Beginn des Kapitel wie „ein Fels in der Brandung";[53] als jedoch die Schwarzen kommen, kippen sie und werden im Rausch des Blutbades zerrissen.

III. Die „Schwarze Schmach"

In der Nachkriegszeit begegneten sich afrikanische und deutsche Soldaten erneut. Die im Rheinlandabkommen des Versailler Vertrages festgelegte französische Besatzungszone erstreckte sich zwischen dem Raum südlich von Köln im Norden bis zur elsässischen Grenze im Süden. Das Gebiet zwischen Honnef und Koblenz stand bis Februar 1923 unter amerikanischer Besatzung und wurde in der Folge von den Franzosen übernommen. Somit gehörten zur französischen Besatzungszone Teile der preußischen Rheinprovinz, Rheinhessen sowie die bayerische Pfalz.[54] Die genaue Anzahl der Kolonialsoldaten am Rhein ist nur schwer zu bestimmen. Ein Vergleich der verschiedenen Angaben lässt eine Schätzung auf 25.000 Männer plausibel erscheinen.[55] Den größten Anteil stellten die Nordafrikaner, vor allem Marokkaner und Algerier. Etwa 5.000 bis 7.500 Soldaten kamen aus Senegal und Madagaskar, eine geringe Anzahl von ein paar hundert Soldaten aus Annam und Tonkin. Bis Januar 1920 betrug die Besatzungsstärke der Franzosen 200.000 Soldaten, nach dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages erfolgte ein Abbau der Truppen auf insgesamt 85.000 Mann. Im Laufe der Besatzungsjahre wurde die Zahl der afrikanischen Kolonialsoldaten nach und nach reduziert: Die ersten Regimenter wurden im Sommer 1920 nach Syrien verlegt, andere nach der Unterzeichnung des Locarno-Vertrages im Dezember 1925 zur Aufstandsbekämpfung nach Syrien und Marokko versetzt. Im Jahr 1927 waren etwa noch 2.000, im Jahr 1929 nur noch 1.000 Kolonialsoldaten im Rheinland stationiert.[56]

Staatliche und private Gruppierungen aller politischen Lager – mit Ausnahme der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands – inszenierten ab dem Frühjahr 1920 eine beispiellose rassistische Kampagne gegen die Anwesenheit von Afrikanern in Deutschland. Diese Propaganda nahm auch die Omnipräsenz des Krieges in der Weimarer Republik auf und beteiligte sich aktiv am Diskurs über die Bedeutung des Ersten Weltkrieges, ohne jedoch die Kriegserfahrungen explizit zu erwähnen. Nur selten wird noch einmal auf die Kampfhandlungen verwiesen. Im Mittelpunkt der Propaganda stehen die Kolonialsoldaten. Die Debatten über diese

53 Eichacker, Schwarzen, wie Anm. 52, 37.

54 Vgl. Henning Köhler, Französische Besatzungspolitik 1918–1923, in: Peter Hüttenberger u. Hans Molitor Hg., Franzosen und Deutsche am Rhein 1789–1918–1945, Essen 1989, 113–126, 122.

55 Vgl. Shelby C. Davis, Reservoirs of Men. A History of the Black Troops of French West Africa, Geneva 1934, 164; Marks, Watch, wie Anm. 6, 299; Lüsebrink gibt als einziger eine Zahl von etwa 10.000 Kolonialsoldaten an; vgl. Lüsebrink, Tirailleurs, wie Anm. 6, 60.

56 Vgl. Campt, Afro-German, wie Anm. 6, 31; Marks, Watch, wie Anm. 6, 299.

Männer und – im selben Atemzug – über die weiße, deutsche Frau sind im Grunde symbolische Verdichtungen des Redens über Krieg und Männlichkeit. Mit dem Schlagwort „Schwarze Schmach" wurde die Stationierung der afrikanischen Kolonialsoldaten als Erniedrigung und Schande klassifiziert, die Deutschland nun selbst auf den Status einer kolonisierten Nation degradieren würde.[57] Organisationen wie der Deutsche Volksbund „Rettet die Ehre" aus Bremen,[58] der „Deutsche Fichte-Bund",[59] die „Rheinische Frauenliga"(RFL)[60] aus Berlin und der völkische „Deutsche Notbund gegen die Schwarze Schmach e.V." (DNB)[61] aus München waren in den nächsten zwei bis drei Jahren die Träger der organisierten Propaganda gegen die afrikanischen Soldaten. Alle diese Gruppierungen wurden, offiziell oder versteckt, dauerhaft oder kurzfristig, vom deutschen Auswärtigen Amt finanziell unterstützt.[62] Diese organisierte Propagandaar-

57 Vgl. Lebzelter, Schmach, wie Anm. 6, 41.

58 Der Volksbund wurde vom Domprediger Hartwich zur Bekämpfung der „Kriegsschuldlüge" gegründet und war auch im Arbeitsausschuß Deutscher Verbände aktiv. Der Volksbund machte im Oktober 1920 eine Eingabe von 66 internationalen Frauenverbänden an den Völkerbund, in welchem diese den Abzug sämtlicher Kolonialsoldaten aus den besetzten Gebieten verlangten; Deutscher Volksbund „Rettet die Ehre": An den Völkerbund in Genf, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes Berlin (im weiteren PA AA), R 74418. Vgl. auch Ulrich Heinemann, Die Last der Vergangenheit. Zur politischen Bedeutung der Kriegsschuld- und Dolchstoßdiskussion, in: Karl-Dietrich Bracher u. a. Hg., Die Weimarer Republik 1918–1933. Politik – Wirtschaft – Gesellschaft, Düsseldorf 1987, 371–386, 377.

59 In Hamburg organisierte der „Deutsche Fichte-Bund" eine Spendenkampagne zur Unterstützung der Propaganda gegen die afrikanischen Soldaten. Deutscher Fichte-Bund Hg., Notruf wider die schwarze Schmach. Sonder-Abdruck aus der deutschen Monatsschrift „Ideal und Leben", o. J., PA AA, R 74420. Des weiteren publizierte der „Deutsche Fichte-Bund" spezielle Pamphlete an die Adresse der Amerikaner, so zum Beispiel: „Notruf Nr. 4 an die Nordamerikaner. Gegen die Schwarze Schmach", Hamburg o.D., in denen der Bund die Lynchjustiz in den Südstaaten unterstützte; vgl. Schüler, Horror, wie Anm. 6, 5.

60 Die RFL wurde im Juni 1920 von Margarethe Gärtner als Unterorganisation der Rheinischen Volkspflege gegründet. Ihr Zweck war die Propaganda gegen die afrikanischen Kolonialsoldaten im Rheinland. Offiziell unabhängig fungierte die RFL als Dachorganisation für die drei größten Vereinigungen der bürgerlichen und konfessionellen Frauenbewegung („Bund deutscher Frauenvereine", „Deutsch-Evangelischer Frauenbund", „Katholischer Frauenbund Deutschlands") im Kampf gegen die „Schwarze Schmach". Sie organisierte bis April 1921 etwa 34 Protestkundgebungen gegen die afrikanischen Besatzungssoldaten und veröffentlichte eine der erfolgreichsten Broschüren der Propagandabewegung, und zwar RFL Hg., Farbige Franzosen am Rhein. Ein Notschrei deutscher Frauen, 4. erw. Auflage, Berlin 1923.

61 Der DNB wurde im Herbst 1920 in München gegründet. Er ließ sich dort als eingetragener Verein registrieren, um mit ausschließlich weißen Mitgliedern die „Aufklärung über die Gefährdung der weißen Rasse" voranzutreiben, wie der Sinn und Zweck der Gründung in den Satzungen erklärt wurde. Offizieller und wichtigster politischer Bezugspunkt des Notbundes war die Bekämpfung der Stationierung afrikanischer Soldaten im Rheinland. Der Arbeitsschwerpunkt des Vereins lag in der Verbreitung von Propagandamaterialien.

62 Vgl. Schüler, Horror, wie Anm. 6, 5. Auf internationaler Ebene wurde die Propaganda vor allem durch die deutschen Auswanderer unterstützt, so zum Beispiel durch die „Steuben-Gesellschaft" und das „New York Committee on the Horror on the Rhine" in den USA. Das *Committee* organisierte im Februar 1921 im Madison Square Garden in New York eine Veranstaltung gegen die Stationierung der afrikanischen Kolonialsoldaten im Rheinland, die von etwa 12.000 Menschen besucht wurde. Als daraufhin im März 1921 eine Gegenkundgebung stattfand, versammelten sich immerhin 25.000 Menschen; vgl. Reiner Pommerin, „Sterilisierung der Rheinlandbastarde". Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918–1937, Düsseldorf 1979, 20; Schüler, Horror, wie Anm. 6, 14f, 17.

beit spiegelte sich in umfangreichen und zahllosen Artikeln in der deutschen Presse wider. Die Zeitungen berichteten – oftmals in pornographischer Weise – von brutalen Vergewaltigungen, potenzierten die Anzahl der Vorkommnisse ins Unmessbare und benutzten für ihre Imaginationen rassistische Attribute.[63]

Der Körper des Kolonialsoldaten stellte das zentrale Kriterium der Unterscheidung und Abgrenzung von den Weißen dar. Sie galten als Naturmenschen und triebgesteuerte, tierhafte Wesen, als „kulturlos"[64], „Wilde"[65], „Barbaren"[66] und wurden als eine gegenüber der europäischen Zivilisation und der Moderne unterlegene ‚Rasse' konstruiert. Die in der Propaganda unaufhebbare hierarchische Differenz zwischen der ‚weißen Rasse' und der ‚schwarzen Rasse' gründete auf den Gegensätzen Zivilisation/Barbarei beziehungsweise Kultur/Natur. Dem Militär kam damit die Rolle zu, den Naturzustand des Kolonialsoldaten zu kontrollieren – ein wenig erfolgversprechendes Unterfangen, wie einige Kritiker meinten.[67] Andere wiederum orientierten sich am Modell des „Edlen Wilden", dessen Naturzustand an die Unschuld von Kindern erinnere:[68] „Daß der Schwarze wilde Instinkte hat, dafür kann er nichts. Sicher ist, daß er durch gute Behandlung, wie die Erfahrungen unserer Afrikaner zeigen, einigermaßen gezähmt werden kann."[69] Der Ausschluss der Kolonialsoldaten aus der Gemeinschaft der weißen, ehrenhaften Soldaten mittels Tier- und Kindermetaphern vollzog sich dessen ungeachtet. Manch einer war sich nicht sicher, ob „man auf die in französischen Uniformen steckenden Horden den ehrlichen Begriff ‚Soldat' überhaupt anwenden darf."[70] Die implizit auf Kameradschaft rekurrierende Aussage betont den Ausschluss aus dem Mythos der grenzüberschreitenden Männergemeinschaft im Krieg; der Kolonialsoldat stand in dieser Perspektive außerhalb aller soldatischen Gemeinschaftsformen.

Thomas Kühne hat drei wesentliche Aspekte der Kameradschaftsideologie ausgemacht: Der Kameradschaftsmythos transzendiere erstens die „zivilgesellschaftliche[n] und weltanschauliche[n] Trennlinien", also Klassen, Konfessionen usw., zweitens die Grenze zwischen Freund und Feind vermittels des „Ideal[s] der Ritterlichkeit" und

63 Vgl. Schüler, Horror, wie Anm. 6, 2; vgl. auch: Campt, Afro-German, wie Anm. 6, 26–64.

64 Rheinische Frauenliga, Franzosen, wie Anm. 60, 57.

65 August Eberlein, Schwarze am Rhein. Ein Weltproblem, Davos 1921, 87. August Eberlein war seit Juni 1919 Leiter der im Auftrag der bayerischen Regierung eingerichteten „Pfalzzentrale". In einer Mischung aus nachrichtendienstlicher Tätigkeit, die sich vor allem gegen Linke und Separatisten richtete, und propagandistischer Aktivität war die Pfalzzentrale – laut der bayerischen Regierung – zuständig für die „Besorgung der Geschäfte, die wegen der politischen Lage in der Pfalz zu erledigen sind". Im Frühjahr 1921 wurde die Pfalzzentrale auf Verlangen der Alliierten wegen unerwünschter Propaganda geschlossen. Doch Eberlein beschäftigte sich in den nächsten zwei Jahren weiterhin mit deutscher Propaganda und engagierte sich vor allem in der „Schwarzen Schmach"-Kampagne. Er produzierte einen Film, in dem er einige Topoi der Propaganda darstellen ließ, so zum Beispiel eine Bordellaufnahme mit afrikanischen Soldaten; vgl. Gerhard Gräber u. Matthias Spindler, Revolverrepublik am Rhein. Die Pfalz und ihre Separatisten, Bd. 1: November 1918 – November 1923, Landau 1992, 74, 88.

66 Eberlein, Schwarze, wie Anm. 65, 35. Eberlein zitiert eine norwegische Zeitung.

67 Vgl. z. B. Belius, Hilfsvölker, wie Anm. 4, 14.

68 Vgl. dazu auch Stefan Goldmann, Die Südsee als Spiegel Europas. Reisen in die versunkene Kindheit, in: Thomas Theye Hg., Wir und die Wilden. Einblicke in eine kannibalische Beziehung, Reinbek 1985, 208–242.

69 DNB Hg., Schmach am Rhein 1924, 5, Bundesarchiv Dahlwitz (im weiteren BA), R 1603, 2221.

70 Joseph Lang, Die schwarze Schmach. Frankreichs Schande, Berlin 1921, 7.

drittens „den Gegensatz zwischen Tod und Leben", hier vor allem in Bezug auf den Gefallenenkult.[71] In diese potentiell verbindenden Konzepte konnten die Kolonialsoldaten nicht einbezogen werden. Sie wurden in den Propagandatexten als Angehörige einer anderen ‚Rasse' – und damit als nicht in die ‚Volksgemeinschaft' integrierbar – und als unehrenhaft wahrgenommen. Ihr von der Greuelpropaganda geschilderter Umgang mit feindlichen toten Soldaten ließ zudem nach zivilisatorischen Kriterien keinen Konsens mit den weißen Soldaten zu. Gleichzeitig konnte auch Frankreich aus dem soldatischen Konsens und dem Kreis „weißer Kulturnationen" ausgeschlossen werden: Es habe mit der Rekrutierung der Kolonialsoldaten „Verrat an der weißen Rasse" begangen und gefährde die „Selbsterhaltung der weißen Rasse".[72]

Alle Darstellungen betonten die triebhafte Natur des Kolonialsoldaten, seine sexuelle Energie und die Notwendigkeit, diese Leidenschaften zu kontrollieren: „Der Geschlechtstrieb ist bei den Farbigen eben bar jeder Hemmung und doppelt gefährlich, weil sie über die Dinge anders denken als wir",[73] schrieb Bruno Stehle in seiner Schrift „Die farbigen Fronvögte am Rhein". Die damit verknüpfte Bedrohung wurde in erster Linie auf die weißen Frauen projiziert, die die ersehnten Opfer der Kolonialsoldaten seien: Die Vergewaltigung weißer Frauen durch Kolonialsoldaten erschien als logische Konsequenz der Sexualität der Afrikaner. In einigen Texten erweiterte die Propaganda das sexuelle Repertoire auf eine verstärkte Affinität der Afrikaner zur Homosexualität. Hinweise auf „Knabenbordelle"[74] und Vergewaltigungen von jungen Männern sollte ihrer Sexualität noch mehr Rohheit zuschreiben und die Schlussfolgerung provozieren, dass den Schwarzen selbst die einfachste Übung der Zivilisation – die Heterosexualität – nicht gelinge.

Vor dem Hintergrund dieser Bilder konnten die Weißen in den Texten als Zivilisierte erfunden und abgegrenzt werden. Die Zivilisation, so die Propaganda, sei von den Weißen erlernt und müsse mit Hilfe der Kontrolle der Sexualität – was als das zentrale Merkmal der Zivilisation ausgemacht wurde – bewahrt werden. Die Kontrolle der weißen Sexualität wurde dabei im Kopf verortet beziehungsweise in der Ratio, welche den restlichen Körper diszipliniere. Die Ratio erscheint in den Propagandatexten als eine ausschließlich dem weißen heterosexuellen Mann zugestandene Fähigkeit. Dadurch wird die Moderne zur Geschichte des Sieges über die eigenen dunklen Triebkräfte, so der liberale Historiker Martin Hobohm: „Die ‚moderne Zivilisation' empfindet den Rückfall in sexuelle Tierheit als etwas unter Menschen Unmögliches, sie schweigt, wo dergleichen vorkommt, darüber voll Ekels."[75] Ein möglicher Rückfall in die Kontroll-

71 Thomas Kühne, Zwischen Männerbund und Volksgemeinschaft: Hitlers Soldaten und der Mythos der Kameradschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte, 38 (1998), 165–189, 178.

72 Rheinische Volkspflege Hg., Rheinischer Beobachter. Sonderveröffentlichung Nr. 2: Frankreichs Verrat an der weißen Rasse, Potsdam o. J.

73 Bruno Stehle, Die farbigen Fronvögte am Rhein. Eine Tragödie, München 1922, 13. Der Topos von der „übermässigen Sexualität der Wilden" durchzieht schon die zeitgenössischen Schriften zur kolonialen Expansion der Frühen Neuzeit. Vgl. dazu z. B. Peter Martin, Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Bewußtsein und Geschichte der Deutschen, Hamburg 1993; Sabine Schülting, Wilde Frauen, fremde Welten. Kolonisierungsgeschichten aus Amerika, Reinbek 1997.

74 Wilhelm von der Saar, Der blaue Schrecken (la terreur bleue) und die schwarze Schmach, Stuttgart 1921², 38.

losigkeit bleibt in den Texten jedoch ständig präsent. Hobohm schreibt weiter über das Verhalten der weißen Bevölkerung angesichts der afrikanischen Besatzungssoldaten: „Hat die moderne Menschheit bei der ersten ernsten Probe alle sittlichen Begriffe verloren? Selbstbewußtsein der Rasse, christliche Erziehung, Zivilisation – fällt das ab wie schlechte Politur?"[76]

Die Texte über die Kolonialsoldaten sprechen also gleichfalls über die Weißen, und sie zeigen, dass die Grenze zwischen Schwarzen und Weißen so strikt nicht war. Das „innere Afrika",[77] welches Hobohm beschreibt, könne angesichts der Kolonialsoldaten immer wieder an die Oberfläche kommen. Dass die Aufteilung in „zivilisiert" und „unzivilisiert" jedoch nicht zwangsläufig an eine Rassenkonstruktion gebunden werden musste, sondern davon unabhängig benutzt wurde, um über den Krieg und seine Folgen zu schreiben, zeigt das Beispiel Ernst Jüngers. Als Ex-Fremdenlegionär, Kriegsfreiwilliger und Mitglied eines Stoßtrupps an der Westfront bediente er sich in seinem Kriegsbericht „Der Kampf als inneres Erlebnis" ähnlich dualer Konstruktionen, um die Transformationen der weißen Männer im Krieg zu beschreiben.[78] Er inszeniert die Moderne als „Prozeß der Zivilisation", deren Fundament und Ausgangspunkt dennoch immer präsent bleibe:

> Zwar hat sich das Wilde, Brutale, die grelle Farbe der Triebe geglättet, geschliffen und gedämpft in den Jahrtausenden, in denen Gesellschaft die jähen Begierden und Lüste gezäumt. Zwar hat die zunehmende Verfeinerung ihn geklärt und veredelt, doch immer noch schläft das Tierische auf dem Grunde seines Seins. Noch immer ist viel Tier in ihm, schlummernd auf den bequemen, gewirkten Teppichen einer polierten, gefeilten, geräuschlos ineinandergreifenden Zivilisation, verhüllt in Gewohnheit und gefällige Formen, doch wenn des Lebens Wellenkurve zur roten Linie des Primitiven zurückschwingt, fällt die Maskierung; nackt wie je bricht er hervor, der Urmensch, der Höhlensiedler in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe.[79]

Dieser „Urmensch" hat seine alte Form wieder angenommen, hat die regulierenden und entfremdenden Kräfte der Moderne abgestreift und gleitet noch einmal in das Animalische, Triebhafte und Berauschende. Solche Männer seien – Jünger zufolge – durch den Krieg entstanden, im Kampf gezeugt. Der Krieg fungiert in dieser Geburtsbeschreibung als Initiation in eine neue Stufe der Männlichkeit,[80] die zugleich eine alte ist:

---

75 Martin Hobohm, Die französische Schande im Rheinland. Sonderdruck aus: Deutsche Politik, 34, 5 (1920), 2, PA AA, R 74418. Zu Hobohm vgl. Bernd Ulrich u. Benjamin Ziemann, Krieg im Frieden. Die umkämpfte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg. Quellen und Dokumente, Frankfurt a. M. 1994, 85–88.

76 Hobohm, Schande, wie Anm. 75, 7.

77 Zit. nach Doris Kaufmann, Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die „Erfindung" der Psychiatrie in Deutschland, 1770–1850, Göttingen 1995 (= Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Geschichte 122), 32. Das Bild des „inneren Afrikas" kann gleichzeitig für das Unbewusste stehen.

78 Vgl. dazu auch Bernd Weisbrod, Kriegerische Gewalt und männlicher Fundamentalismus. Ernst Jüngers Beitrag zur Konservativen Revolution, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 49 (1999), 544–560.

79 Jünger, Kampf, wie Anm. 25, 7. Wenn nicht anders vermerkt, wird aus der ersten Ausgabe von 1922 zitiert.

80 In der Ausgabe von 1929 findet sich die Formulierung, der Kampf sei „die männliche Form der Zeugung"; Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin 1929, 49.

> Der Geist der Materialschlacht und des Grabenkampfes, der rücksichtsloser, wilder, brutaler ausgefochten wurde als je ein anderer, erzeugte Männer, wie sie bisher die Welt nie gesehen hatte. Es war eine ganz neue Rasse, verkörperte Energie, mit höchster Wucht geladen. Geschmeidige, hagere, sehnige Körper, markante Gesichter, Augen in tausend Schrecken unterm Helm versteinert. Sie waren Überwinder, Stahlnaturen, eingestellt auf den Kampf in seiner gräßlichsten Form ... Jongleure des Todes, Meister des Sprengstoffes und der Flamme, prächtige Raubtiere, federten sie durch die Gräben. Im Augenblick der Begegnung waren sie der Inbegriff des Kampfhaftesten, was die Welt tragen konnte, schärfste Versammlung des Körpers, der Intelligenz, des Willens und der Sinne.[81]

Jüngers Soldaten sind eine Mischung aus alten Kriegern und neuen Technikern, entstanden aus der Kombination von ‚Ursprünglichem' und Neuem, nie Dagewesenem. Die sprachliche Umsetzung erfolgt zum einen mit Hilfe von Tiermetaphern – „prächtige Raubtiere" –, und zum anderen mit Begriffen aus der Technik wie „verkörperte Energie", „Stahlnaturen", „Meister des Sprengstoffes und der Flamme".[82] In Bezug auf den Rausch, die Natur und die Wildheit des Kampfes ähneln diese Beschreibungen jenen, die sich in den Texten der Propaganda über die Kolonialsoldaten finden lassen. Selbst der üblicherweise hervorgehobene Gegensatz zwischen „schwarzer Masse" und „weißen Individuen" wird in der Jünger'schen Textpassage aufgelöst. Jünger beschreibt den ekstatischen, männlichen Kampf im Ersten Weltkrieg als eine Rückkehr der Soldaten zu einem Naturzustand, in dem selbst der Tod nicht mehr als Bedrohung, sondern vielmehr als Heimat erscheint:

> Da ist der Mensch wie der brausende Sturm, das tosende Meer und der brüllende Donner. Dann ist er verschmolzen ins All, er rast den dunklen Toren des Todes zu wie ein Geschoß dem Ziel. Und schlagen die schwarzen Wellen über ihm zusammen, so fehlt ihm längst das Bewußtsein des Überganges. Es ist, als gleite eine Woge ins flutende Meer zurück.[83]

Auch Paul von Hindenburg benutzte in seinem 1920 erschienen Buch „Aus meinem Leben" die Phrase „schwarze Wellen", hier allerdings, um die Begegnung mit afrikanischen Soldaten auf dem Schlachtfeld in Form von Flutmetaphern zu beschreiben: „Wo Panzerwagen fehlten, hatte der Gegner uns schwarze Wellen entgegengetrieben, Wellen aus afrikanischen Menschenleibern."[84] Bei Hindenburg fehlt die idealisierte Todesmetapher; die schwarzen Wellen stehen für die Bedrohung durch die afrikanischen Soldaten, während Jünger den Untergang darin als Rückkehr, als Zyklus konstruiert.

Die als zivilisatorische Errungenschaft gedeutete Überwindung des inneren Rauschzustandes und des „Dahinströmens" durch Selbstdisziplin schien durch die Anwesenheit der schwarzafrikanischen Soldaten bedroht. Für die Beschreibung dieser

---

81 Jünger, Kampf, wie Anm. 25, 32f.

82 Kombinationen aus „ekstatischem Rausch" und „zuchtvoller Ordnung" waren deutliche Kennzeichen der Männerbund-Ideologie des Stefan-George-Kreises und späterer Männerbund-Vorstellungen der SS in den dreißiger Jahren. Vgl. dazu Klaus von See, Politische Männerbund-Ideologie von der wilhelminischen Zeit bis zum Nationalsozialismus, in: Gisela Vögler u. Karin v. Welck, Hg., Männerbande – Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich, Bd. I, Köln 1990, 93–102, 98.

83 Jünger, Kampf, 1929, wie Anm. 80, 54. Die Beschreibung der Wellen als „schwarze Wellen" findet sich in der Erstausgabe von 1922 in der entsprechenden Passage auf Seite 53 nicht.

84 Zit. nach Pommerin, Sterilisierung, wie Anm. 62, 10.

Situation bediente sich die Propaganda vielfältiger Flutmetaphern:[85] „Nicht zufrieden damit, dass sie während des Krieges hunderttausende afrikanische Barbaren verwandten, überschwemmen sie Europa noch heutzutage mit ihnen."[86] Die mit der Vorstellung einer unkontrollierbaren Welle, einer Grenzüberschreitung verbundene Bedrohung bedeutete in diesem Kontext vor allem die Bedrohung der weißen Männlichkeit. Die afrikanischen Soldaten, denen „ja zum Zeichen der Mannbarkeit die Zähne spitz gefeilt" seien,[87] präsentierten – so die Propaganda – die eigene Potenz permanent in ihren Angriffen auf deutsche Frauen. Von solchen Beschreibungen ausgehend, konnte dann im weiteren Verlauf des Textes die bedrohte Männlichkeit wieder hergestellt werden, insbesondere in Form des Topos, dass deutsche Frauen geschützt werden müssten, und zwar im Kampf ‚Mann gegen Mann':

> Nirgends ist eine Frau ihres Lebens, ihres Eigentums, ihrer Ehre sicher, wenn nicht männlicher Schutz ihr zur Seite steht. Denn diese feigen schwarzen Schurken gehen vorsichtig dem deutschen Manne aus dem Weg. Sie fürchten die Kraft seiner Fäuste, sie sind nur Helden, wenn es sich um schwache Frauen, um wehrlose Kinder handelt.[88]

Allerdings schreibt derselbe Autor, Alfred Brie, ein paar Seiten weiter vorne, dass weiße Männer den Vergewaltigungen ihrer Frauen oft tatenlos zusehen müssten.[89] Auch Joseph Lang spricht die Ohnmachtsgefühle deutscher Männer angesichts der Männlichkeit der Kolonialsoldaten an: „Und den deutschen Männern bleibt nichts übrig, als in ohnmächtigem Grimm die Faust in der Tasche zu ballen."[90] Die Angriffe auf Frauenkörper scheinen zwar auf den ersten Blick vermittels der Verteidigung der weißen Frauen die Wiederherstellung der Männlichkeit zu ermöglichen, stellen sich aber gleichzeitig als deren Scheitern dar. Wilhelm von der Saar betont in seiner Schrift „Der blaue Schrecken (la terreur bleue) und die schwarze Schmach" das Konkurrenzverhältnis zwischen Kolonialsoldaten und deutschen Männern: Die Kolonialsoldaten würden durch ihre Vitalität und ihr Geld die jungen deutschen Männer verdrängen, die „lange Jahre für das deutsche Vaterland im Felde gestanden haben".[91]

Die von Karl Goetz[92] für das Bayerische Hauptmünzamt entworfene Medaille „Die Schwarze Schmach" von 1920 zeigt auf der einen Seite einen Phallus, an den eine

85 Klaus Theweleit hat die Metaphern des „Flutens", die trotz der Beschreibung verschiedener Vorgänge eine ähnliche Struktur aufweisen, unter folgender Charakteristik zusammengefaßt: „eine Art Grenzüberschreitung: Landesgrenzen, Körpergrenzen, Grenzen des Anstands, der Gewohnheit ..." Zudem beinhaltet die Flutmetaphorik immer die Möglichkeit des Mitgerissen-Werdens; Klaus Theweleit, Männerphantasien, Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Reinbek 1995, 236ff, 239.

86 Eberlein, Schwarze, wie Anm. 65, 17. Theweleit zitiert eine ähnliche Textpassage: „Die ganze Welt ergoß sich über Deutschland, Amerikaner und Neuseeländer, Australier und Engländer, Portugiesen und Franzosen. Am bittersten war, daß die Franzosen überall Schwarze stationierten, Marokkaner und Senegalneger, Indochinesen und Turkos." Edwin E. Dwinger, Deutsches Schicksal, Bd. I: Die Armee hinter Stacheldraht, Jena 1929, 76, zit. nach Theweleit, Männerphantasien, Bd. 1, wie Anm. 85, 238.

87 DNB, Ärztliche Rundschau, 2, BA, R 1603, 2214.

88 Alfred Brie, Geschändete deutsche Frauen. Wie die farbigen Franzosen in den besetzten Gebieten wüten, Leipzig 1921, 55.

89 Vgl. Brie, Frauen, wie Anm. 88, 50.

90 Lang, Schmach, wie Anm. 70, 10.

91 Saar, Schrecken, wie Anm. 74, 39.

92 Vgl. Gunter W. Kienast, The Medals of Karl Goetz, Cleveland 1967.

nackte, offensichtlich weiße Frau gekettet ist, die Deutschland repräsentiert. Die Eichel des Penis ist – als Hinweis auf den „Soldaten" – durch einen Soldatenhelm ersetzt. Im Hintergrund erscheinen das Auge Gottes sowie ein landwirtschaftliches Gerät. Umrahmt wird diese Szene von der Aufschrift „Die Schwarze Schande". Dadurch ist der Bezug auf die Kolonialsoldaten eindeutig hergestellt und die Konnotation, es handle sich hier um den Penis eines Afrikaners, der sowohl die Frau und damit Deutschland, das landwirtschaftliche Gerät als auch das Auge Gottes überragt, unausweichlich. Die Medaille produziert zugleich Furcht und Begehren.[93]

Die obsessive Beschäftigung mit der vermeintlichen Potenz der schwarzafrikanischen Soldaten könnte ein Hinweis auf Ohnmachtserfahrungen, auf die metaphorische oder tatsächlich erfahrene Impotenz der weißen Männer sein, die sie „die Faust in der Tasche" ballen ließ.[94] Ernst Jünger aber, der zu Beginn der Weimarer Republik den Kampf und den Krieg in seiner alten Form wiederbelebt, gelingt die Erektion noch – zumindest temporär – in seiner textlichen Sinnstiftung:[95] „O Leben du! Noch einmal, einmal noch, vielleicht das letzte! ... Hinein in die Brandung des Fleisches, tausend Gurgeln haben, dem Phallus schimmernde Tempel errichten."[96]

Die in der Propaganda dargestellten Ohnmachts- und Impotenzgefühle münden letztlich in der Phantasie körperlicher Auslöschung. Mittels der rassistischen Zuspitzung, die Kolonialsoldaten brächten vernichtende Seuchen nach Deutschland, weiteten sich die entworfenen Bedrohungsszenarien bis in den medizinischen Bereich hinein aus.[97] Die Zuweisung der Syphilis an die Körper der Kolonialsoldaten evozierte eines der wichtigsten Bilder, vor allem innerhalb des völkischen Teils der Propaganda, und kam als multifunktionaler Code zum Einsatz.[98] Schon die Zuschreibungen der unge-

93 Vgl. Annabelle Melzer, Spectacles and Sexualities. The „mise-en-scène" of the „Tirailleur Sénégalais" on the Western Front, 1914–1920, in: Billie Melman Hg., Borderlines. Genders and Identities in War and Peace, 1870–1930, New York/London 1998, 213–244, 229ff.

94 Die Bedrohung des männlichen Körpers durch Impotenz oder Kastration kommt auch in den Kriegsromanen der 20er Jahre als Zeichen des Männlichkeitsverlustes der ehemaligen Soldaten vor; vgl. zum Beispiel David H. Lawrence, The Blind Man, in: English Review, 1920; William Faulkner, Soldiers' Pay, London 1930 (in den USA erschien das Buch bereits 1926). Tate, Modernism, wie Anm. 24, 117. Zum Diskurs über Impotenz in der Weimarer Republik vgl. zudem Ulrike Baureithel, Die Masken der Virilität. Kulturtheoretische Strategien zur Überwindung des männlichen Identitätsverlustes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Die Philosophin, 8 (1993), 24–35.

95 Das mag vielleicht auch daran liegen, daß er die Zerstückelungen der Körper und das Grauen des Grabenkrieges nicht ausklammert, zum Beispiel in dem Kapitel über das Grauen in „Der Kampf als inneres Erlebnis", vgl. auch Anm. 25.

96 Jünger, Kampf, wie Anm. 25, 31. Gleichzeitig beinhaltet dieser Text schon Ansätze des „stählernen Soldaten", wie Jünger ihn ein paar Jahre später entwickelt.

97 Vgl. dazu die pseudo-medizinischen Pamphlete: Dr. med. Franz Rosenberger, Denkschrift über die Seuchengefahr infolge der Besetzung europäischen Gebietes mit Farbigen. Für den „Deutschen Notbund gegen die Schwarze Schmach" e.V. in München, München 1922; Hugo Ferdinand Sigel, Sind die schwarzen Besatzungstruppen eine besondere gesundheitliche Gefahr für das deutsche Volk?, Med. Diss., Tübingen 1923.

98 Im Folgenden möchte ich die bisherige feministische Forschung, die die Analyse des Verhältnisses zwischen ‚Volkskörper' und Frauenkörper in den Vordergrund gestellt hat, um die Perspektive des Männerkörpers und der diesem zugeschriebenen Verantwortung für den ‚Volkskörper' ergänzen. Zu ersterem vgl. auch meine unveröffentlichte Magisterarbeit: Die „Schwarze Schmach": Der Diskurs über die afrikanischen Kolonialsoldaten im Rheinland, 1919–1925, Ruhr-Universität Bochum 1998, insbes.

zügelten Sexualität implizierten im Prinzip eine Pathologisierung der Soldaten, doch erst die Herstellung eines expliziten Zusammenhanges zwischen deren Präsenz und den Erwähnungen der Seuchen schuf eine Gefahr für das imaginierte Kollektiv, für das ‚Volk' oder die ‚Rasse'. Die bedrohten weißen Körper wurden nun zum bedrohten ‚Volkskörper'. Damit vervollständigte sich das Dreieck aus Sexualität, Pathologie und ‚Rasse', in dem die Kolonialsoldaten verortet wurden.[99]

Jeder afrikanische Soldat sei an Syphilis erkrankt, schrieb der Münchner Notbund, so dass „so gut wie alle Personen, die, gezwungen oder freiwillig, in geschlechtliche Beziehungen zu farbigen Franzosen getreten sind, an Lustseuche"[100] erkranken. Diese Seuche, deren Nähe zur Sexualität der Kolonialsoldaten immer mitklang, wurde vom DNB als unausweichlich dargestellt: Die ungezügelte Sexualität der Soldaten erhöhe deren Ansteckungsgefahr, und die Infektion mit einer Seuche hätte dann häufig den Ausbruch einer Geisteskrankheit zur Folge, welche ihrerseits zu vermehrten Angriffen der Afrikaner auf weiße Frauen führe. Die pathologisierte Sexualität der Afrikaner und die weiße Frau als bedrohliche Überträgerin wurden so als Angriff auf die „eigene Ordnung" wahrgenommen. Heinrich Distler, der Leiter des DNB, interpretierte die Ansteckung einzelner Frauen als einen systematischen Angriff auf den ‚Volkskörper'. Die Kolonialsoldaten seien eine Bedrohung für „die Reinblütigkeit der deutschen Frauen", und zwar mit der Konsequenz, dass „die deutsche Mutterschaft und mit ihr die kommenden Generationen ... verseuchen".[101] Die angenommene Einheit von ‚Volk' und ‚Blut' ist Distlers Äußerungen immanent; die von ihm konstatierte „Verseuchung" zielt demnach auf die Zerstörung dieser Einheit. Auch in der Schrift „Was droht dir, Europa?" wurde dieser Zusammenhang hergestellt:

> Denn die Syphilis ist nicht eine Krankheit des einzelnen, sie ist eine Volksseuche, denn sie geht auf die Nachkommenschaft über, und wenn sie einmal einen gewissen Grad der Verbreitung in einem Volk überschritten hat, dann hört sie auf, Geschlechtskrankheit zu sein. Und so ein Volk ist dann – verloren![102]

Die Frauen sind in dieser Ideologie ‚Gattungsträgerinnen', die das ‚Blut' des ‚Volkes' rein halten sollten. Die Männer dagegen seien verantwortlich für die Kultur des ‚Volkskörpers'. Ähnlich wie der deutsche Soldaten verschlingende Erste Weltkrieg wurde auch die Syphilis als eine Kraft interpretiert, die „gerade die Zahl der Mannbaren, der schaffenden Kulturträger" eines ‚Volkskörpers'[103] dahinraffe. Afrikanische Männer

---

75ff; sowie Ruth Seifert, Der weibliche Körper als Symbol und Zeichen. Geschlechtsspezifische Gewalt und die kulturelle Konstruktion des Krieges, in: Andreas Gestrich Hg., Gewalt im Krieg. Ausübung, Erfahrung und Verweigerung von Gewalt in Kriegen des 20. Jahrhunderts, Münster 1995 (= Jahrbuch für Historische Friedensforschung 4), 13–33.

99 Vgl. Sander L. Gilman, Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Kultur, Reinbek 1992.

100 DNB, Schmach am Rhein 1921, 2, BA, R 1603, 2221.

101 Heinrich Distler, Das deutsche Leid am Rhein. Ein Buch der Anklage gegen die Schandherrschaft des französischen Militarismus, Minden 1921, 39.

102 Anonym (vermutlich DNB), Was droht dir, Europa?, München 1921, 6.

103 Rosenberger, Denkschrift, wie Anm. 97, 7.

und deutsche Frauen wurden in der Rede über die Syphilis gleichermaßen zu einer Bedrohung für den weißen Mann.[104]

Als Endpunkt der apokalyptischen Bedrohungsphantasie erschien die „Syphilitisierung der weißen Rasse" am Horizont der völkischen Propaganda.[105] Die Beziehung zwischen Seuche und ‚Volkskörper' war eng, die Fragmentarität auslösende Seuche in den Texten aber zugleich als Gefahr und Chance des ‚Volkes' präsent:[106]

> Aber es bleibt doch ein Unterschied, ob ein Organismus sich gegen eine Krankheit zur Wehr setzt, mit jeder Faser den feindlichen Fremdkörper bekämpft oder ob bereits der Wille zum Leben fehlt und Fieber und Entzündung in stumpfer Gleichgültigkeit hingenommen werden.[107]

Beschrieben wird eine Kampfsituation, in der ungewiss ist, ob der bedrohte ‚Volkskörper' und damit der ‚mannbare Kulturträger' die Angriffe noch entschlossen zurückschlagen kann. Dringt der „feindliche Fremdkörper" in den Organismus ein, wird die Grenze des Körpers überschritten, der Körper zersetzt. Frankreich ist der eigentliche Feind: Als Dienstherr der Kolonialsoldaten und als Verkörperung der Syphilis schlechthin führe es mittels der Körper der afrikanischen Soldaten und der weißen Frauen den traumatischen Angriff aus.

IV. Der weiße Männerkörper

Die Thematisierung des Verlustes der Männlichkeit verlief in den hier untersuchten Texten nicht über den tatsächlichen Bruch zwischen hegemonialen Männlichkeitsmodellen und Kriegserfahrungen, sondern über die Anwesenheit und die Art der Beschreibung der Kolonialsoldaten. Durch die Konfrontation mit den Afrikanern ließ sich, so scheint es, zu Beginn der Weimarer Republik über Kriegserfahrungen, den Verlust von Männlichkeit und die Bedeutung des Soldatseins sprechen. Gleichzeitig wurde die eigentliche Verletzung auf die angegriffenen Frauenkörper übertragen, so dass der Körper des weißen Mannes im Text letztlich kaum vorkommt. Dennoch gibt es – wie ich versucht habe zu zeigen – einige Hinweise, in denen sich die Bedrohungen weißer Männlichkeit konkretisierten.

Klaus Theweleit hat den Rassebegriff als Gegenbegriff zur Masse gelesen und dabei dessen kontrollierende Funktionen gegenüber der bedrohlichen Masse – hier repräsentiert durch die Kolonialsoldaten – herausgestrichen:

> Wie als angemessenste äußere Organisationsform der Männerkultur das Heer erscheint (als quasi natürliche), so scheint ‚Rasse' die entsprechende Organisationsform bezogen auf den Körper des soldatischen Mannes zu bezeichnen. In dem als ‚Rasse' bezeichneten Zustand seines Leibs findet er „Schönheit", „Lust", „Spiel", „Glück", „Weisheit", „Leben" – ‚Rasse' ist wohl etwas, was ihn vor dem Zerfall schützt.[108]

104 Vgl. auch Margaret R. Higonnet, Teile des Volkes? Frauen und Schwarze im Ersten Weltkrieg, in: Annette Graczyk Hg., Das Volk. Abbild, Konstruktion, Phantasma, Berlin 1996, 101–113.

105 DNB, Schmach, wie Anm. 100, 2.

106 Zum Verhältnis von Apokalypse und Fragmentarität vgl. Claudia Gerhards, Apokalypse und Moderne. Alfred Kubins „Die andere Seite" und Ernst Jüngers Frühwerk, Würzburg 1999, 10, 78.

107 Distler, Leid, wie Anm. 101, 56f.

108 Theweleit, Männerphantasien, Bd. 2, wie Anm. 41, 77.

Wenn es stimmt, dass nur „die Ganzheit des Körpers des Mannes der ‚höheren Rasse'" die Herrschaft garantiert, wenn das „nicht ‚zerrissen' sein"[109] die Grundlage von Herrschaft ist, dann wird deutlich, warum der zerstückelte weiße Körper in den Propagandatexten nur vermittelt Erwähnung findet. Die Zerstückelung weißer Soldaten wurde zwar thematisiert, doch gleichzeitig suggeriert, dass der weiße Körper intakt geblieben wäre, wenn die afrikanischen Soldaten nicht am Krieg teilgenommen hätten.[110]

Die Propaganda gegen die „Schwarze Schmach" war nicht nur der Versuch, die Herrschaft über das Land wiederzuerlangen, sondern auch den Körper wieder zusammenzufügen. Carolyn Dean hat für die kriegskritische britische und französische Literatur gezeigt, dass die Wiedergabe sadistischer, pornographischer Szenen des Krieges eine ähnlich reparierende Funktion haben konnte:

> These commentaries thus represent perversion ... in order to prevent it, dismembering bodies in order to restore their integrity. Material which tells us the truth about the war does not encourage the violent sexuality inherent in human nature, but, oddly, exposes sexual violence in order to restore integral, phallic bodies.[111]

Doch die verletzten Körper kamen dabei immer wieder zum Vorschein. Die Propagandatexte sind wie die hysterischen Männer, die Erinnerung an die verletzten Körper bricht in ihnen unkontrolliert durch. Die Männlichkeit der ehemaligen Soldaten ließ sich nur mit Hilfe der antimodernen Aussagen des Kulturpessimismus wiederherstellen, darin erschienen die Angst und die „inneren Feind(e) ... in Gestalt der Kriegsneurotiker" gebannt.[112] Der Propaganda gegen die Kolonialsoldaten, selbst mit kulturpessimistischen Inhalten versehen,[113] war es dagegen unmöglich, die Brüche zwischen Kriegserfahrungen und Männlichkeitsmodellen sinnhaft zu erklären, oder gar die erfahrenen Wunden zu heilen. Der Kolonialsoldat war Spiegel der fragmentierten Körper und sexuelle Bedrohung zugleich.

Der Soldat verkörperte die Gewalt des Krieges; sein Körper war in diesem Krieg zur Landschaft geworden, in die sich psychische und physische Brüche einschrieben. Die Annahme der bildenden Kunst, insbesondere des Expressionismus, „daß der Schwarzafrikaner mit seinem Vitalismus den überzivilisierten Europäer befreien könnte",[114] war nur in ihrer negativen Deutung präsent, als Bedrohung für die weißen Männer.

---

109 Theweleit, Männerphantasien, Bd. 2, wie Anm. 41, 79. Auch traumatisierte Vietnam-Veteranen konstruieren sich in ihren Träumen als körperlich intakte und ehrbare Personen; vgl. Leed, Memories, wie Anm. 31, 91.

110 Vgl. Distler, Leid, wie Anm. 101, 20.

111 Carolyn Dean, The Great War, Pornography, and the Transformation of Modern Male Subjectivity, in: Modernism/Modernity, 3 (1996), 59–72, 66.

112 Ulrich, Erinnerung, wie Anm. 10, 375.

113 Vgl. Peter Martin, Die Kampagne gegen die „Schwarze Schmach" als Ausdruck konservativer Visionen vom Untergang des Abendlandes, in: Gerhard Höpp Hg., Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österrreich und in der Schweiz bis 1945, Berlin 1996, 211–224.

114 Uta Sadji, Visionen eines schwarzafrikanischen Zeitalters. Der Untergang des Abendlandes in der deutschsprachigen Literatur zwischen den Weltkriegen, in: Etudes Germano-Africaines, 1 (1983), 72–92, 73.